Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

479 (13.10.1900) Badisches Museum, Nr. 82

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 82. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **13. Oktober. 1900**

Himmlische Büffler. *)

Die Europäer haben sich bis heute kein genaues Bild von der Art gemacht, wie die chinesische Verwaltung organisiert ist. Theoretisch beruht sie auf denselben Grundsätzen, wie die Leitung der Familie. Wie wir aber durchaus sicher wissen, liegt sie ganz und gar in den Händen der Gelehrtenkaste, aus der alle Beamten oder Mandarinen entnommen werden. Man muß deshalb den Geist dieser Kaste kennen, wenn man die Absichten und Tendenzen der Regierung des Reiches der Mitte verstehen will. Die Zugehörigkeit zur Gelehrtenkaste ist nicht erheblich: sie rekrutiert sich auf die demokratischste Weise dadurch, daß man gewisse Examina absolviert, zu denen jedermann Zutritt hat. Diese Examina umfassen drei Stufen, die von den Europäern nach Analogie unserer akademischen Grade gewöhnlich mit dem Namen des Baccalaureats, des Licentiats und Doktorats bezeichnet werden. Die Prüfung zum Baccalaureat wird in jedem Distrikt abgehalten (in jeder Provinz giebt es ungefähr sechszig Distrikte); die zum Licentiat in den achtzehn Provinzhauptstädten, die zum Doktorat nur in Peking. Man mag die Hochachtung des Volkes vor den Angehörigen der Gelehrtenkaste und ihren Grund an folgenden Thatsachen ermessen: als ich mich gegen Ende des Jahres 1897 in Shanghai befand, hatten sich in Nanking 14 000 Kandidaten für die Licentiatsprüfung zusammengefunden, von denen nur einhundertfünfzig ausgewählt werden sollten! Für eine Familie ist es eine hohe Ehre, wenn sie einen Gelehrten zu ihren Angehörigen zählt, und eine Provinz veranstaltet große Feste, wenn einer ihrer Söhne als erster die Doktoratsprüfungen in Peking bestanden hat; wenn ein Laureat in seine Heimatstadt zurückkehrt, so wird er wie ein Triumphator mit großem Pomp empfangen. Die Anstrengungen, die er überwunden hat, sind in der That sehr groß, und schon rein physisch bedeutet die Teilnahme an dem Examen eine erhebliche Leistung: die Kandidaten verbringen drei Tage ohne die geringste Unterbrechung in Logen von vier Fuß im Quadrat, in denen sie sich nicht einmal ausstrecken können, vor ihrem Pinsel, ihrem Papier und ihrer chinesischen Tusche. Man kann sich demnach nicht darüber wundern, daß bei jedem Examen ein paar Todesfälle zu verzeichnen sind.

Ob es bei diesen Prüfungen immer ordnungsgemäß hergeht? Nach dem Urteil der bestunterrichteten Kenner ist zwar die Begünstigung dabei nicht ganz ausgeschlossen, spielt indessen doch auch nicht gerade eine hervorragende Rolle. Die Söhne und nächsten Verwandten sehr hoher Beamten sind fast sicher, durchzukommen; indessen sind das immer nur einzelne Ausnahmen und im allgemeinen geht es nach den Leistungen. Aber die Schwierigkeiten beginnen für die Leute ohne Vermögen und Protektion erst nach dem Examen. Wenn auch niemand einen Beamtenposten erlangen kann, der nicht seine Examina bestanden hat, so folgt daraus doch noch nicht, daß jeder glückliche Kandidat einen solchen Posten erhält, und manch einer von ihnen hat sein ganzes Leben darauf warten müssen. Trotzdem kommen Leute, die geschickt und bedeutend zu sein scheinen, in der Regel rasch vorwärts und zwar auf folgende Weise: die meisten Staatsstellen sind mehr oder weniger käuflich; findet man nun jemanden, der fähig zu sein scheint, eine gute Carriere zu machen, dann bildet sich ein Syndikat, eine Kommanditgesellschaft, die ihm die notwendigen Gelder vorstreckt; man hilft ihm in den Sattel, um sich später an den Einkünften und Nebeneinkünften, die der Mann aus seinem Amt bezieht, reichlich schadlos zu halten. Die Idee, ein öffentliches Amt wie irgend ein Geschäft zu finanzieren, ist in der That originell und häufig, wie es scheint, sehr gewinnreich; aber man mag sich ausmalen, was für ein System von Ausbeutung und Erpressung vom obersten bis zum niedersten Beamtenposten mit diesem Aemterschacher verknüpft ist. Ich führe hier nur eine Zahl an, die mir von mehreren sehr gut unterrichteten Leuten mitgeteilt wurde: der Posten des Taotai (Gouverneurs) von Shanghai, mit dem ein Einkommen von sechstausend Taels verknüpft ist (ein Tael gilt heute ungefähr drei Mark) und der nach Verlauf von drei Jahren neu besetzt zu werden pflegt, wurde in den letzten Jahren für zweimalhundert bis zweihundertfünfzigtausend Taels verkauft.

Noch verhängnisvoller als der Aemterkauf und die Begünstigung im Examen wirken die Gegenstände, auf die sich die Prüfungen beziehen. Man befaßt sich nur mit der Litteratur, der Scholastik, dem Studium der chinesischen Klassiker. Die Werke des Confucius bilden die Basis der gelehrten Kenntnisse, und die seiner Schüler, des Mencius und anderer zweitausend Jahre alter Philosophen, sowie die ganze Masse der alten Annalen schließen sich an. Das sind Hunderte von Bänden, die die Kandidaten beinahe auswendig kennen müssen, denn das Gedächtnis ist die einzige Fähigkeit, die man auszubilden bemüht ist. Auf einzelne Fragen darf nur durch wörtliche Anführungen aus den alten Texten geantwortet werden; selbst wenn es nicht obligatorisch ist, so pflegt man doch seine Ausführungen mit einer großen Anzahl von Citaten zu spicken. Was den schönen Stil anbelangt, so besteht er vorzugsweise darin, von Zeit zu Zeit von den 60 000 Wortcharakteren, aus denen die chinesische Schrift besteht, fast ganz unbekannte Zeichen herauszusuchen, die sich nur in irgend einem versteckten Winkel eines alten Werkes finden. Die vorbereitenden Studien zielen deshalb ausschließlich darauf ab, den unglücklichen Kandidaten eine möglichst große Anzahl von Schriftzeichen und zugleich von klassischen Citaten einzupauken. Kein Chinese kennt, glaube ich, alle Schriftzeichen seiner Sprache, aber auch keinem sind sie vollständig unbekannt: es ist eine der Sonderbarkeiten dieses Landes, daß jedermann lesen und schreiben, keiner es aber vollständig kann. Die ärmsten Teufel kennen einige Dutzend Wortzeichen, die gebräuchlichsten, die sich auf ihr Gewerbe beziehen. Mit 6—8000 ist man schon ein gebildeter Mann, und es giebt in der That wenige Gedanken, die man nicht mit 6—8000 Worten ausdrücken könnte. Hochgelehrte Leute bringen es manchmal bis auf 20 000; aber in welchem Zustand muß sich der Verstand eines Menschen befinden, der seine ganze Jugend damit verbracht hat, Tausende von Schriftzeichen zu erlernen, die sich nur durch ein paar kleine Häkchen und Strichelchen von einander unterscheiden, eines Menschen, der sich sein Gehirn mit dem Inhalt der alten Klassiker und Annalisten vollgepfropft hat!

Letzthin hat man versucht, die Examina wenigstens äußerlich zu modifizieren und ein paar Konzessionen an die offiziell sogenannte „neue westländische Kultur“ zu machen.

Die gewöhnlichen Fragen beziehen sich auf die Kritik der Klassiker, auf die Erklärung der Grundsätze des Confucius und auf die Ersetzung alter geographischer Namen durch die heute gebräuchlichen; bei dem letzten Licentiatsexamen in Nanking, dem ersten dieser Art nach dem chinesisch-japanischen Kriege, fügte man diesen konventionellen Fragen einige aus dem Gebiete der Astronomie hinzu, z. B.: „Welches ist der scheinbare Durchmesser der Sonne und wie groß würde der der Erde, von der Sonne oder von einem anderen Planeten aus gesehen, sein?“ Aber schon aus dem folgenden kann man sich einen Begriff machen von dem geistigen Zustande des Examinators; er stellte nämlich nunmehr eine Frage, die ganz dem üblichen Typus entspricht: „Warum ist das Schriftzeichen für das Wort Mond unten geschlossen, während

*) In Obigem bringen wir einen Abschnitt aus dem neuesten Werk des bekannten französischen Nationalökonomen Pierre Leroy-Beaulieu „Die chinesische Frage“, das in Georg H. Wigands Verlag in Leipzig erscheint. Leroy-Beaulieu hat auf einer länger als ein Jahr währenden Reise die ostasiatischen Verhältnisse und Wirtschaftsformen mit den geschulten Augen des Fachmannes aufmerksam und sorgfältig studiert. Sein Buch ist kurz vor den schlimmen Ereignissen in China geschrieben worden. Dadurch erhöht sich sein Wert, weil dadurch die Objektivität des Urteils garantiert wird.

das für das Wort Sonne offen ist?" Wahrscheinlich sollte auf diese Frage irgend eine mystische Antwort durch eine Stelle aus einem der Klassiker gefunden werden. „Vertreibt die Natur mit Gewalt, sie kehrt im Galopp zurück."

Auch in einer Provinzhauptstadt in der Umgegend von Shanghai haben die mit der Aufsicht über den öffentlichen Unterricht betrauten Beamten das Studium der mathematischen Wissenschaft zu befördern gesucht. Man hat einen Wettbewerb mit verschiedenen Preisen veranstaltet und einen Aufruf an alle die erlassen, die daran teilnehmen wollten. Viele junge Leute, die in den Missionsschulen unterrichtet waren, haben die Aufgabe bearbeitet und ganz annehmbare originelle Lösungen gefunden; andere, die besser die vier Bücher und die fünf Klassiker kannten als die westländische Geometrie, hatten herausgetiftelt, daß die Lösung des Problems in einem mehrere hundert Jahre alten Buche versucht worden war: sie schrieben die phantastische Lösung, die dort gegeben war, Wort für Wort ab und erhielten alle Preise! Im folgenden Jahre verlangte ein Professor von einer der ausländischen Missionsschulen, daß ein kompetenter Europäer bei der Vorbereitung und Prüfung der Preisarbeiten zugelassen werde. Man antwortete ihm, das ginge nicht, denn es sei bereits alles geregelt; übrigens lies man die Fragen schon vorher zirkulieren, ohne irgend welche Maßregeln gegen illoyalen Gebrauch zu treffen.

Um noch einen letzten Versuch der Einführung westländischer Wissenschaften in den Kreis der chinesischen Studien zu erwähnen, will ich auf einige Fragen aus dem Baccalaureatsexamen in Tschekiang vom Jahre 1898 hinweisen: 1. „Wie werden die ausländischen Kerzen hergestellt und worin besteht ihr Vorzug vor den chinesischen Kerzen?" 2. „Anzugeben sind die wichtigsten Häfen, in denen die Dampfschiffe auf der Reise von Japan nach dem Mittelmeer anlegen." 3. „Welches sind die wichtigsten neuen Wissenschaften und Methoden, die man jetzt in China einführen will, und welcher von ihnen muß man die größte Bedeutung zuerkennen?" 4. „Zu verfassen ist eine Abhandlung über das Völkerrecht."

Diese wenigen ungeschickten Neuerungen ändern an dem scholastisch theoretischen Wesen der chinesischen Prüfungen nichts. Die üblichen Aufsatzthemata werden ruhig weitergegeben; Henri Norman citiert einige davon: Confucius hat gesagt: „In welcher majestätischen Weise haben nicht Jung und Ju über das Kaiserreich regiert, wie wenn dieses Reich nichts wäre für sie!" Confucius hat gesagt: „Yao war in der That ein großer Herrscher! Wie majestätisch war er! Der Himmel allein ist groß und Yao ist seiner würdig! Wie hoch erhaben war seine Tugend! Das Volk konnte keine Worte finden, um sie zu bezeichnen!" Derartige Dinge müssen nun mit einem großen Aufwand von rhetorischen Floskeln und blütenreichem Stil breit getreten werden. Das Studium der alten Bücher von vor zwanzig Jahrhunderten, die von Gleichnissen und Sinnsprüchen überfließen und von Kommentatoren, die selbst wieder zu Klassikern geworden sind, die genaue Kenntnis der alten Annalen, die angefüllt sind mit bizarren Sagen und Geschichten, qualifizieren allein in China zum Eintritt in ein Staatsamt.

Eine Goethestätte in Gefahr.

Dr. Böckel schreibt der „Täglichen Rundschau": Am Ufer des Mains, oberhalb Frankfurt a. M., unfern von Oberrad, liegt inmitten alter Bäume ein unscheinbares altes Haus, im Volksmunde die „Gerbermühle" genannt. Dieses idyllische Plätzchen verdient in der Geschichte der deutschen Poesie fortzuleben, denn hier weilte Goethe oft und gern. In den Tagen seiner Liebe zu Lilli, wo er zu Fuß nach Offenbach wanderte, kam der junge Goethe oft an dieser Stätte vorüber, deren anmutige Lage ihn entzückte. Man geht nicht fehl, wenn man in der bekannten Scene des „Faust" vor dem Thore in den Worten:

„Wir aber wollen nach der Mühle wandern"

eine Erinnerung an die „Gerbermühle" erblickt. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als der „Wasserhof", der ebenfalls in dieser Scene erwähnt wird, dicht bei der „Gerbermühle" sich befindet.

Eine mehr als flüchtige Rolle sollte die „Gerbermühle" in Goethes Leben und Dichten in den Tagen spielen, da der Dichtergreis seinen „Westöstlichen Divan" schuf. Damals wohnten auf der einsamen Mühle der Geheimrat Willemer und seine Gemahlin Marianne. Beide waren begeisterte Verehrer Goethes, mit dem sie in Briefwechsel standen. Auf einer Reise an den Rhein hat im Jahre 1815 Goethe längere Zeit auf der „Gerbermühle" gewohnt. Vom 12. August bis zum 8. September weilte der Dichter hier und die friedlich heitere Umgebung stimmte seine Seele höher. Er wurde zufriedener, als er es seit lange gewesen. In der That bildete die einsame Mühle am rauschenden Wasser des Mains, ebenfalls fern ab vom Lärm der Stadt, einen lieblichen Aufenthalt. Besonders waren es die reinen Farben des Horizonts, die sanften Sonnenuntergänge über dem wellenförmigen, schönen Taunusgebirge, welche Goethe entzückten. Herrliche Tage stillen Glückes empfand der Dichter damals in der Gesellschaft des ihm so treu ergebenen Paares, das dem Gaste bot, was es ihm nur an den Augen absehen konnte. Am meisten hing die liebliche Gattin Marianne, selbst ein dichterisch veranlagtes Gemüt, an dem damals 66jährigen Goethe, der trotz seines hohen Alters wunderbar rüstig und frisch sich im Familienkreise bewegte und Anregungen aller Art austeilte. Mit Vorliebe vertiefte sich Goethe damals in die Natur. Auf Spaziergängen verfolgte er mit Interesse die Bildungen der Wolken, die Farbe der Schatten auf Pflanzen und Gestein. Er trug immer ein großes Taschenmesser bei sich, mit dem er Reiser abschnitt oder Steinchen vom Boden löste. Abends, wenn Goethe seinen weiß flanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos und liebenswürdig, las gern vorn und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Nicht selten traten dem Dichter beim Vorlesen seiner eigenen Gedichte Thränen in die Augen.

Spuren dieser glücklichen Tage finden sich nicht selten in den Liedern des „Westöstlichen Divans", so in dem Wechselgesang zwischen Suleika (Marianne) und Hatem (Goethe), wo der Letztere der lieblichen Freundin zuruft:

Mich, der von den Indostanen
Streifte bis Damastus hin,
Um mit neuen Karawanen
Bis ans Rote Meer zu zieh'n,
Mich vermählst Du Deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

Der Fluß ist der Main, die Terrasse, der Hain: die Gerbermühle und ihre Umgebung. Goethe hat die Gerbermühle nicht wieder gesehen, trotzdem der Briefwechsel mit Marianne bis kurz vor seinem Tode im Jahre 1832 dauerte. Die letzten Worte Goethes an die Freundin am 23. Februar 1832 lauten: „Dreifachen Dank für das verschiedenste Gute aus einfachem Sinn und Gemüte; Glück zu allem Thun; Freude an allem Gelingen." Einen Monat später war Goethe hinübergegangen.

Auf der einsamen Mühle am Main hat Marianne noch manches Jahr ihres unsterblichen Freundes gedacht. Die Sehnsucht nach ihm gab ihr wenige, aber dafür unvergängliche Lieder. Eines davon schildert die reizende Gerbermühle und ihre Umgebung, wo „Die Reben auf Feld und Hügel prangen".

So war es vor 80 Jahren. Heute ist das herrliche Fleckchen Erde verwaist. Das alte Haus, in dem einst Goethe weilte, ist dem Abbruch nahe, bereits baufällig, ist es mit Balken gestützt und die Zeit nicht mehr fern, wo es von der Bildfläche verschwindet und der wachsenden Häuserflut der Großstadt Platz macht. Nicht ohne Rührung sieht man das alte Plätzchen verschwinden.

Aber wenn auch das bescheidene Haus im Schatten der Bäume nicht mehr sein wird, so bleibt doch der Schimmer der Dichtung, der diese Stätte einst verklärte und das Wort Leonorens in Tasso wird zur Wahrheit:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

In Frankfurt a. M. hat sich so vieles verändert, was einst die Empfindungen seines größten Sohnes beeinflußte, ganze Häuserviertel sind gefallen, daß man zuletzt sich nicht mehr wundern darf, wenn auch die kleine Gerbermühle „daran glauben" muß. Es ist schade und doch — was liegt daran? Goethe's Heim ist sein Volk. Dort lebt er fort, wenn auch auf Erden nichts mehr an ihn erinnerte. („Allg. Ztg.")

Die deutsche Frau in ihrer Geschäftsthätigkeit.

Von Ernst Nickel.

Alle Frauen können nicht heiraten, und liegen die Gründe hierfür sowohl bei den Männern, wie insbesondere bei den Frauen selbst. Die Frau sieht sich daher, namentlich unter den heutigen Zeitumständen, genötigt, allein für sich zu sorgen und eine lohnende Arbeitsthätigkeit zu ergreifen. Das wissenschaftliche Studium kommt nun für die deutsche Frau vorläufig nicht in Frage. Ohne unsern Frauen und Mädchen zu nahe treten zu wollen, das Studium eignet sich nur für recht wenige. Das Ausland räumt zwar der strebenden Frau weit mehr Bewegungsfreiheit in dieser Hinsicht ein, wie das philisterhafte Deutschland. Aber auf allen anderen Gebieten menschlicher Thätigkeit ist das unverheiratete deutsche Mädchen eine Sklavin des arbeitenden Mannes geworden, die sich mit Energie und festem Willen eine geachtete Stellung zu schaffen verstanden hat. Zumal im kaufmännischen Beruf hat die Frau in den Bureauarbeiten den Mann fast verdrängt. Die führende produktive Stellung bleibt dabei dem Manne immer noch vorbehalten; der Durchschnittsfrau gebricht es an Umsicht, Thatkraft und der Fähigkeit, weitausschauende Pläne zur Entwicklung und Ausführung zu bringen. Aber die mehr untergeordneten Arbeiten, die indessen durchaus nicht so leicht zu erfüllen sind, finden in der Frau unbedingt eine schätzbare Kraft. Vor allem ist die Frau eine durchaus praktische Natur. Sie erfaßt und begreift in den meisten Fällen nur das, was sie sieht und erkennt, das Gebiet des Abstrakten liegt ihrem Wesen bedeutend ferner. Unsere Reichspost stellt jährlich eine große Anzahl Mädchen und Frauen im Bureaudienst an, während der Fernsprech-

verkehr schon jetzt fast ausschließlich von Mädchen bedient wird. In letzter Zeit werden von den großen Reisebureaus Frauen als Reiseführerinnen angestellt und sollen sich diese sehr gut bewährt haben. Natürlich gehören zu diesem Berufe eine kräftige Konstitution und ausreichende Bildung. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß eine regelmäßige Frauenarbeit unbedingt Befriedigung gewähren muß. Natürlich darf ein Grundmoment nicht fehlen: die Veranlagung zur Zufriedenheit und der nötige feste Wille, sich außerordentlichenfalls diese Zufriedenheit zu erkämpfen. Diese Grundlage fehlt aber sehr oft bei den jüngeren unverheirateten Mädchen, was ja auch natürlich ist. Denn die Natur hat dem Weibe eine Stätte gewiesen, die allein Befriedigung gewähren kann, und ein junges, blühendes Mädchen wird trotz ihrer Geschäftsthätigkeit im Stillen oft den Gedanken und den Wunsch hegen, einen sicheren Port an der Seite des Mannes zu finden. Tritt die Erfüllung dieses Wunsches über kurz oder lang nicht ein, so wird infolge nützlicher und erfolgreicher Arbeit doch Frieden und Glück einkehren, und mit doppelter Arbeitsfreudigkeit und Frische wendet das im Berufsleben stehende Mädchen sich der gewohnten Thätigkeit zu. Es giebt zahlreiche Mädchen der gebildeten Stände, welche sich im Laufe der Jahre im Geschäftsleben eine hervorragende Position errungen haben, sie verwachsen vermöge ihrer weiblichen Anpassungsfähigkeit viel inniger und fester mit den Traditionen und Gewohnheiten des Geschäfts und nehmen die Interessen des Chefs in jeder Hinsicht uneigennütziger und eifriger war, als ihre männlichen Kollegen. Zumal in der Kundenbedienung leistet die Frau ihm bessere Dienste, als der männliche Verkäufer, sie entwickelt mehr Ausdauer und liebenswürdigere Beredsamkeit und versteht dem Käufer auf unmerkliche Weise die geheimsten Gedanken und Wünsche förmlich vom Munde abzulesen; sie wird selten ungeduldig, wenn ein Verkauf sich sehr in die Länge zieht und bewirkt durch ihr entgegenkommendes, sympathisches Verhalten zuweilen günstigere Verkaufsresultate als ihr männlicher Kollege. Auch im Versicherungswesen macht sich das Wirken der Frau bemerkbar, abgesehen von der heimlichen privaten Thätigkeit durch einfache Empfehlung von Versicherungskandidaten an die großen Gesellschaften. Im Acquerieren der Versicherungskandidaten selbst wird die Frau wohl nicht an die Leistungsfähigkeit des Mannes heranreichen, da zu diesem schwierigen und undankbaren Geschäft starke Nerven und zähe Ausdauer gehören, Ueberredungskunst und persönlicher Einfluß nicht zu vergessen. Frauen werden hierbei zu leicht mutlos und erlangen erst im Laufe vieler Jahre die erforderliche Routine und rücksichtslose Energie, welcher Eigenschaften ein Versicherungsbeamter unbedingt bedarf, wenn er Erfolge haben will. Emanzipierte Mädchen sind in ganz andern Kreisen zu suchen, als im kaufmännischen Gewerbe. Die unbegabten, phantastisch veranlagten Mädchen der höheren Stände, die den Tag mit Lawn-Tennis-Spielen und süßem Flirt ausfüllen, sind weit eher unter die Emanzipierten zu rechnen. Namentlich diejenigen jungen Mädchen, die sich einbilden, Talent zu haben und ein Faullenzerdasein in den Theaterschulen und Konservatorien führen, das zu dem fleißigen, wohlausgefüllten Tagewerk der in einem festen Beruf befindlichen Mädchen im argen Verhältnis steht. Das arbeitsame Mädchen, das im kaufmännischen Leben steht und in treuer Pflichterfüllung ihrem Prinzipal vortreffliche Dienste leistet, dieses verdient den Vorwurf der Emanzipation keineswegs, sie hat den Beweis erbracht, daß auch ohne Heirat ein Mädchen zur inneren Zufriedenheit und zum Glück gelangen kann, auf dem Wege der strengen Pflichterfüllung.

„Ohne Schirm."

Saisonplauderei von Wilh. Schwedler.

Die ganze Woche, vom frühen Morgen bis zu späten Abend sitzen wir bei der Arbeit, und draußen scheint die liebe Sonne, daß uns das Herz im Leibe lachen würde, wenn wir es bemerkten. Aber wir bemerken es nicht, denn unsere Gedanken sind bei der Arbeit. Der Samstag kommt heran. Nachmittags ruft Freund Fritz im Vorbeigehen zum Fenster hinein: „Hollah, alter Junge, wie geht's noch?, was machen wir morgen?"

„Na, Ausflug selbstverständlich! Vielleicht Waldschenke, was?"

„Bon, angenommen! Zwei Uhr Nachmittags Rendez-vous am alten Stadtthor. Was giebts für Wetter morgen?"

Ich sehe nach meinem Barometer und antworte vergnügt: „Großartig, kann garnicht besser sein!", und Freund Fritz geht ab, kreuzfidel in dem Gedanken an die morgige schöne Partie.

Meine Auskunft hatte ich nach bestem Wissen und Gewissen gegeben. Ich kannte damals meinen Barometer noch nicht, denn ich hatte ihn eben erst von einem guten Freund, der mir noch 150 M. schuldete, zum Geburtstag geschenkt bekommen. Später habe ich ihn noch gründlich kennen gelernt. Er hat denselben Fehler wie eine nachgehende Uhr, indem er stets anstatt des im Anzuge befindlichen Wetters dasjenige anzeigt, welches wir gerade haben. Wenn man dazu nun auch nicht unbedingt einen Barometer nötig hat, so macht es einem manchmal doch Freude, seine Ansicht bestätigt zu finden. Immerhin muß man solch einen Barometer erst ordentlich kennen lernen, sonst kann man leicht in Verlegenheit kommen.

Also Fritz geht hin und ladet seine Braut zur Partie nach der Waldschenke ein, und das Barometer steigt und steigt, daß der Zeiger sich fast um sich selbst dreht vor Steigen, und ich gehe auch hin und lade meine Braut ein.

Am anderen Nachmittag punkt zwei Uhr steht alles reisefertig am Sammelplatz.

Ehe wir gehen, fragen meine drei Begleiter noch einmal vorsichtigerweise: „Ob auch das Wetter sich hält?", worauf ich im Vertrauen auf meinen Barometer im Tone eines Oberstaatsanwalts antwortete: „Totensicher!"

Und die Reise geht los. Die Damen sind bewaffnet mit Sonnenschirmen und Butterbroten, während Fritz und ich mit je einem Spazierstock und einem Packet mit Kuchen und anderen Leckereien. Bekanntlich macht heutzutage eine Tüte Pralinés bedeutend mehr Eindruck auf die jungen Damen, als ein schönes Gedicht. Die Jugend von heute ist eben praktischer geworden.

Wir haben kaum eine halbe Stunde die letzten Häuser hinter uns gelassen, da sagt Mimi, meine Braut, mit einem vorwurfsvollem Blick auf mich: „Ich habe eben einen Tropfen bekommen."

Alle bleiben wie auf Kommando stehen, strecken die Nasen in die Höhe und konstatieren die niederschmetternde Thatsache: es regnet. Darauf kurze Beratung, deren Endresultat ist, daß man ebenso schnell nach der Waldschenke kommt, als nach der Stadt und daß es vielleicht bald aufhören würde zu regnen. Es folgt nun ein Dauerlauf nach der Waldschenke, wo wir atemlos ankommen, und selbstverständlich in schlechtester Laune. Während des Kaffees, für Damen jeden Alters eigentlich der Höhepunkt der Situation, bildet das einzige Gesprächsthema der Umstand, daß die Damen bestimmt zum Abendrot zu Hause sein müssen und daß die neuen Kleider wohl schon ganz „hin" sein werden, während draußen der Regen an die Fenster schlägt.

„Schönes Ding, dein Barometer," bemerkt Fritz liebenswürdig, während die beiden Damen nicht einmal Appetit auf den Kaffee mit Schlagsahne zeigen.

Endlich läßt die Regenflut ein wenig nach. Alles drängt sofort zum Aufbruch und die Damen spannen ihre „echten" bunten Sonnenschirme auf, um wenigstens etwas Schutz zu haben, indes Fritz und ich mit unseren zerquetschten Kuchenpaketen schweigend neben unseren Angebeteten hergehen. Das Wasser läuft von den Schirmen auf Fritzens neuen Hut und meinen neuen Anzug.

Wer den Schaden hat, braucht ja nie für den Spott zu sorgen. Deshalb wunderten wir uns auch nicht weiter über die grinsenden Gesichter der Straßenjugend. Aber daß selbst Erwachsene stehen blieben und hinter uns herlachten, erfüllte uns doch mit gerechter Entrüstung, bis wir schließlich an dem Hause, welches die beiden Damen bewohnten, stehen blieben und uns von einander verabschieden wollten.

Es war ein großes Moment, als wir uns gegenseitig überrascht ansahen.

Die „echte" Farbe der Sonnenschirme hatte sich ziemlich gleichmäßig auf unsere nagelneuen Herbsttoiletten verteilt, sodaß wir alle aussahen wie Reklamebilder. Während ich, von der Komik der Situation überwältigt, meiner Heiterkeit freien Lauf ließ, stürzten den beiden Mädchen die Thränen aus den Augen und sie verschwanden schleunigst, die Hausthür mit Gewalt hinter sich zuschlagend.

Auch Fritz schien den Sinn für Humor verloren zu haben, denn er trennte sich ohne Gruß von mir, und als ich mich am anderen Tage im Vorbeigehen nach seinem Befinden erkundigte, erhielt ich nur die kurze und deutliche Antwort: „Verrückt?" Nun, Fritz ist ein gutmütiger Junge und hat sich längst wieder mit mir ausgesöhnt; aber von meiner damaligen Schwiegermutter in spe erhielt ich tags darauf ein Billet, daß sie ihre Tochter nicht einem so leichtsinnigen Menschen zur Frau geben könne.

Die Droschke von dem Hause meiner Braut bis nach meiner Wohnung kostete 1 M. 50 Pf., die chemische Reinigung meines Anzuges 9 M. und das Waschen der bei dem nachfolgenden Schnupfen verbrauchten Taschentücher 80 Pf. Gesamtverlust: Eine Braut und 11 M. 30 Pf. Eine ziemlich harte Strafe dafür, daß ich keinen Regenschirm mitgenommen hatte.

Seitdem gehe ich fast nie ohne Regenschirm aus. Thue ich es dennoch, so regnet es allerdings ganz bestimmt, aber dafür kann man unmöglich den Schirm verantwortlich machen und sicherlich ist es kein unnützes Möbel, sondern im Gegenteil ein guter treuer Freund für den, der ihn stets zu schätzen weiß, aber auch nur für den.

Unscheinbar und unbequem ist der Schirm an sonnigen Tagen, das ist wahr. Er gleicht dann jenem Manne, der im Leben steht wie der Tannenbaum im Laubwald. In den jungen Frühlingstagen sieht sein dunkles Grün alt und vergrämt aus, aber wenn die Herbststürme ihre Umgebung entblättern, dann steht er da — semper idem!

Verschiedenes.

* **Das Auftreten der Franktireurs.** Auch die Einschließung von Paris brachte die Franzosen noch nicht zur wahren Erkenntnis ihrer Lage, auch dann noch nicht, wie sie erfahren mußten,

daß sie nicht imstande waren, diesen eisernen Ring, der mit jedem Tage fester geschmiedet wurde, zu durchbrechen. Sicher waren die Einsichtsvolleren der Regierung dem Frieden nicht abgeneigt; allein die Bedingung einer Abtretung von Landesteilen wagte kein Franzose, auch in der Zeit der größten Gefahr, gutzuheißen. Dagegen hatte aber Bismarck Jules Favre gegenüber entschieden erklärt, daß mit diesem Grundsatze, auf keine Landesabtretung einzugehen, jede Grundlage zu einem möglichen Einverständnis bei Friedensunterhandlungen fehle. So war Frankreich auf die letzte Kraftanstrengung angewiesen. Den 30. September erschien in Paris ein Dekret der Regierung, durch welches alle Männer von 21—40 Jahren in die Mobilgarde eingereiht wurden, die von 25—35 Jahren konnte der Kriegsminister nach Bedarf für die Linie reklamieren. Außerdem hatte man schon vorher an alle kampffähigen Männer einen Aufruf erlassen, die Waffen zu ergreifen zum Schutz des Vaterlandes, und es muß zugestanden werden, daß man in Scharen diesem Aufruf folgte. Dieser Aufruf war aber auch die Ursache zur Bildung der so sehr berüchtigt gewordenen Franktireurs. Von diesen Franktireurs, wörtlich: Freischützen, muß man zwei Arten unterscheiden. Die einen traten zusammen wie ein reguläres Kriegsheer, zu einer geordneten Organisation unter geregelter Führung. Sie bildeten die Freikompagnien und waren gewöhnlich den regulären Truppenteilen beigegeben. Ganz anders verhielt sich ein anderer Teil, besonders die Bauern auf dem Lande und die Handwerker in den Städten. Sie ergriffen Flinte oder irgend eine Waffe nur bei günstigen Gelegenheiten, um die arglosen deutschen Soldaten unerwartet, hinterlistig aus heimlichen Verstecken zu überfallen, kleinere Trupps zu massacrieren und bei Annäherung von größeren Mengen heimlich zu verschwinden. Diese sind es, die sich so berüchtigt gemacht haben. Ihre Heimtücke erzeugte das Gefühl der ständigen Unsicherheit. Sie ließen die meist ermüdeten Truppen nie zur Ruhe kommen und schafften einen Zustand höchster Erbitterung; besonders gefährlich wurden sie den meist in kleineren Trupps fouragierenden Soldaten. Sie mordeten und plünderten die aus Erschöpfung Zurückgebliebenen, überfielen die Brief- und Paketposten, machten die Wege unsicher und setzten selbst größere Ueberfälle ins Werk. Dafür war ihnen auch bei einer etwaigen Gefangennahme die Kugel sicher. Somit verursachte die Hartnäckigkeit und Einsichtslosigkeit der französischen Regierung ein fortdauerndes Blutvergießen, nicht nur unter den gegenseitigen Truppen, sondern allenthalben im Lande bei den Bürgern und Bauern, die da glaubten, Recht zu thun, ihr Hab und Gut zu verteidigen, aber vergaßen, daß der Feind ins Land gerufen worden war.

* **Ein fideles Gefängnis.** Interessant dürfte es sein, einmal Näheres zu erfahren über das Leben und Treiben von Gefangenen eines der berüchtigten Gefängnisse, die die Geschichte kennt — wir meinen der Insassen der Bastille. Mit dem größten Erstaunen liest man die Berichte über die Mahlzeiten der Gefangenen. Renneville, dessen Angaben um so mehr Bedeutung haben, als sein Buch eigentlich ein wider die Bastille gerichtetes Pamphlet ist, spricht von seinen ersten Mahlzeiten in der Bastille mit folgenden Worten: „Der Schließer deckte eins meiner Tischtücher über den Tisch und stellte darauf mein Diner; dasselbe bestand aus: Suppe mit Schoten, garniert mit Salat, sehr appetittlich aussehend, ein Viertelhuhn gehörte dazu; auf einer Schüssel lag ein saftiges Stück Rindfleisch mit Petersilie, auf einer anderen ein Stück Kalbfleisch und Klößchen mit Reis, Assietten mit Spargel, Trüffeln und Champignons waren vorhanden, ferner Hammelzunge in Ragout, alles vortrefflich zubereitet. Der Schließer wollte uns Wein einschenken; es war sehr guter Burgunder, das Brot ausgezeichnet. Ich ersuchte ihn, selber zu trinken, allein er lehnte ab, weil es ihm untersagt wäre. Ich frug ihn, ob ich meine Verpflegung zu bezahlen hätte. Er erwiderte, daß Seine Majestät alles bezahlte.“ Als dann später der Küchenzettel gekürzt wurde, bekam er trotzdem noch stets eine gute Brotsuppe, ein Stück leidliches Rindfleisch, ein Hammelzungen-Ragout und als Nachtisch zwei Mehlspeisen. Auch Dumouriez äußert sich in ähnlicher Weise; „die Verpflegung in der Bastille,“ sagt er, „war sehr gut; man hatte stets fünf Schüsseln zum Diner und drei zum Souper, Dessert extra. Die gleichzeitig aufgetragenen Speisen repräsentieren ein stattliches Diner. Daß das keine Aufschneidereien sind, beweisen die Rechnungsbücher der Bastille, die das Gesagte vollauf bestätigten. Es seien hier beispielsweise nur die nach diesen Dokumenten für die Mahlzeiten La Bourdonnais während des Monats Juli 1750 verursachten Kosten angeführt. Auf dem Menu sind täglich verzeichnet: Suppe, Rind- und Kalbfleisch, große Bohnen, Schnittbohnen, zwei Eier, Brot, Erdbeeren, Kirschen, Stachelbeeren, Orangen, zwei Flaschen Rotwein und zwei Flaschen Bier. Die Verpflegung Tavernierss, eines Mannes niederer Herkunft, bestand im November 1788 außer den gewöhnlichen Mahlzeiten aus Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 60 Flaschen Wein, 30 Flaschen Bier, 2 Pfund Kaffee, 3 Pfund Zucker, einem Truthahn, Austern; Kastanien, Aepfeln, Birnen ꝛc. Im Mai 1789 aus: Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 45 Flaschen Wein, 60 Flaschen Bier, Kaffee, Zucker, Hühnern und Käse. Man wird zugeben müssen, daß bei einer solchen Kost wohl mancher Sterbliche nicht ungern auf einige Zeit „Gast Seiner Majestät des allerchristlichsten Königs auf Schloß Bastille“ sein möchte. Aber wie alles in der Welt, so hatten auch diese Herrlichkeiten ihr Ende. Am 14. Juli 1789 stürmte „das souveräne Volk“ die Bastille und machte sie dem Erdboden gleich.

* **Ueber das Grab der schönen Agnes Sorel**, der Geliebten des Königs Karl VII. von Frankreich, die uns Deutschen vor allem durch Schillers „Jungfrau von Orleans“ bekannt geworden ist, plaudert ein französisches Blatt: Das Grab der Sorel befindet sich in der Unterpräfektur zu Loches. Ursprünglich war Agnes im Chor einer Kirche begraben. Hier war ihr ein schönes Denkmal errichtet, dessen Inschrift also lautete: „Hier ruht die edle Dame Agnes Seurelle, zu Lebzeiten Schönheitsdame von Roquesseries, Issoudun und Vernon-sur-Seine; sie war mitleidig gegen alle Leute und gab reichlich von ihrem Vermögen der Kirche und den Armen. Verschied am 9. Tage des Februar im Jahre des Heils 1449. Betet zu Gott für ihre Seele. Amen.“ Die Domherren von Loches wollten das Grab nicht in ihrer Kirche haben. Da sie wußten, daß Ludwig XI. die Geliebte seines Vaters verachtete, und daß er ihr einmal als Kronprinz eine Ohrfeige gegeben hatte, wandten sie sich an ihn mit der Bitte, die Kirche von dem unpassenden Denkmal zu befreien. Der König, der zu Zeiten sehr satirisch werden konnte, hatte gegen die Entfernung des Grabmals der sündigen Agnes nichts einzuwenden; er forderte die Domherrn jedoch auf, vorher alle Wohlthaten zurückzuerstatten, die sie von der Geliebten seines Vaters empfangen und angenommen hätten. Das wollten die Domherren nicht, und so behielten sie die Wohlthaten und das Grabmal. Unter der Regierung des sehr tugendhaften Ludwig XVI. wurde das Denkmal nach einem dunklen Kirchenwinkel verbannt. Während der Revolution öffnete und plünderte man den Sarg. Im Jahre 1801 ließ der Präfekt die Reste der schönen Agnes in einem Saale der Unterpräfektur als „documents administratifs“ beisetzen. 1806 wurde das bereits erwähnte Grabdenkmal wieder aufgebaut. Was man von Agnes Sorel halten soll, weiß man noch immer nicht. Daß sie sehr hübsch war, darin stimmen alle Historiker überein, und der Bildhauer, der sie auf dem Grabdenkmal in Marmor darstellte, hat sie als reizendes Wesen gebildet. Aber wie ist es mit der Legende, die sie als gute Fee und Beraterin des Königs Karl VII. darstellt. War sie wirklich die edle Agnes, die den König veranlaßte, Frankreich zurückzuerobern? Die Dichter sagen „Ja!“ und ein Domherr von Loches hat zum Preise der Geliebten des Königs 1000 lateinische Gedichte verfaßt. Die Historiker aber protestieren gegen diese Verherrlichung der „Maitresse“, indem sie darauf hinweisen, daß Karl den größten Teil Frankreichs schon befreit hatte, als er Agnes Sorel kennen lernte, und daß die „Schönheitsdame“ durch ihre skandalöse Verschwendungssucht den Königlichen Schatz leerte.

Bücher und Zeitschriften.

* Frauenrenreiz. Licht- und Schattenbilder aus dem modernen Frauenleben von Amand Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld. Prachtwerk (Großquart) in 20 Lieferungen zum Preise von je 1 M. Mit ca. 250 Abbildungen hervorragender Künstler und zahlreichen Zierstücken. Wien (A. Hartlebens Verlag.) „Was ist Frauenreiz? . . . . Mann könnte ebenso gut fragen, was ist Duft, Licht, Stimmung, Andacht, der Traum, das Leben. Es giebt Dinge, die aller Welt vor Augen liegen und doch ein Geheimnis sind.“ Das Geheimnis sucht der Verfasser in seiner Art zu lösen. Ob er auch für andere des Rätsels Lösung findet? Ist es ja doch für jeden ein anderes und immer neues. Die Ausstattung der ersten Lieferung ist sehr reich. Wenn uns auch manchmal etwas weniger Anmut mehr sein würde, unbeschadet des anmutigen Objekts, das sich der Verfasser für seine Sammlung Plaudereien gewählt hat.

* Kunz (Major), 1756 Themata für Winterarbeiten und Vorträge aus dem Gebiete der neueren Kriegsgeschichte, nebst Angabe der besten Quellen. Dritte, wesentlich vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Auflage. 3.50 M., geb. 4.75 M. — v. Hoffbauer (General d. Art.), Entwickelung des Massengebrauchs der Feldartillerie und des Schießens in größeren Artillerieverbänden in Preußen. Fur Offiziere aller Waffen. 5 M., geb. 6.50 M. — Dr. O. Kunow (Oberstabsarzt 1. Kl.), Musterung, Aushebung und Invalidenprüfung. Für Sanitätsoffiziere und die bei diesen Geschäften mitwirkenden Offiziere und Zivilbeamten übersichtlich dargestellt. 2.75 M. Berlin 1900 (Ernst Siegfried Mittler und Sohn.)

Die „Deutsche Export-Zeitung“ (Berlin, Köthenerstraße 41) bringt in ihrer Nummer 17 die Anzeige ihrer Fusion mit dem „Deutschen Handelsmuseum“ zu einer Zeitschrift unter dem Titel „Deutsche Export-Zeitung (Handelsmuseum)“. Die Vereinigung soll ein praktisches Exportblatt schaffen, das auf dem Boden einer vertragsfreundlichen Handelspolitik gründliche Besprechungen aktueller Tagesfragen und wertvolle Informationen durch Auslandskorrespondenten bringt. Der einleitende Artikel stellt ein Programm auf, das in einer Aufforderung zum Zusammenschluß der deutschen Exporteure zu einer freien Vereinigung gipfelt.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.